



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Vom Wesen und Werden deutscher Formen

geschichtliche Betrachtungen

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1937

Der Nordosten

urn:nbn:de:hbz:466:1-42022

westfälischer Kräfte nach den östlicheren Gebieten des Nordens abgezogen worden. Wir senden einen — leider notgedrungen sehr flüchtigen — Blick dahin aus.

Der Nordosten

Von Westfalen, von Nordwesten überhaupt, zieht eine niederdeutsche Strömung an die Ostsee. Sie zieht von Lübeck über Stralsund durch das eigentliche Pommern, erreicht Danzig und die Ordenslande, dringt bis an den Peipus-See und begegnet im Norden einer vom östlichen Süden kommenden. Sie zieht in das neue Gebiet des zweiten deutschen Volksraumes!

Seit Albrecht dem Bären ist die alte Grenzkampfbewegung, die wir von Karl dem Großen her im Gange wissen, zu neuen Taten aufgebrochen. Unaufhaltsam haben sich die Deutschen in die Gebiete zurückergossen, die sie bei ihrem Zuge nach Westen und Süden verlassen hatten. Von Dünkirchen bis Narwa schritt das Niederdeutschtum vor. Es trug nicht wenig Niederländisches, viel Vlämishes mit sich. Die große Wanderung ist eine *Volks-*tat der staufischen Zeit. Die nachgerückten Slawen sind zum Teil in schweren Kämpfen zurückgedrückt, überflutet, unterworfen, schließlich eingeschmolzen worden. Nicht nur mit den Wenden — mit Pruzzen und Litauern, mit Esten und vor allem mit einem christlichen Volke, mit den Polen, stießen die Deutschen zusammen. Hier ist die Stelle Europas, an der die Völkerwanderung noch heute nicht zu Ende gegangen ist.

Die Eroberung war — bezeichnend für die deutsche Geschichte — nicht planmäßig von oben her geleitet. Sie ging mit den Seestädten, sie setzte sich dort manchmal nur an den Flußmündungen fest, ohne das Hinterland zu durchdringen, so daß in Danzig, Elbing, besonders in Memel noch heute mitten innerhalb der deutschen Kulturstadt die fremdartigen Schiffer mit Pelzmütze und hohen Stiefeln auftauchen, aus den Gegenden heraus, die bei der mangelnden Oberleitung außer acht gelassen worden waren. Die Eroberung ging auch von den deutschen Bauern aus, die sich neue Heimat suchten. Sie kam mit besonderem Erfolge von den Ritterorden, vom Schwertorden in Livland (das ist das alte Wort für das heutige Baltikum), vom Deutschen im nach ihm genannten Ordenslande. Die Träger dieser Volksbewegung haben sich oft untereinander bekämpft, einzelne sich oft mit dem gemeinsamen Feinde verbündet. Die Städte sind gegen den Ritterorden aufgetreten und haben sich in polnische Schutzherrschaft begeben. Bei Tannenberg 1410 haben deutsche Söldner in großer Zahl gegen den Orden gekämpft.

Keine politische Geschichte ist hier möglich und erstrebt. Es soll nur daran erinnert werden, wie schwierig schon wieder einmal Deutschland für die Angehörigen seiner Nachbarländer zu verstehen sein wird. Um so erstaunlicher ist die durchdringende Kraft, die das Volk in seinen verschiedenen Formen, aus der Natur heraus, ohne Hilfe einer Zentralgewalt solche Taten vollbringen ließ. Dieses Volk, das den fremden Nachbarn so viele Kräfte geschenkt hat, ohne das der ganze Aufstieg Rußlands im 18. Jahrhundert nicht möglich gewesen wäre (die große Katharina, die eine kleine deutsche Prinzessin war, ist nur *ein* Name für sehr viele) — dieses Volk geht uns ja hier in dem an, was es aus seiner Urkraft (unter weit schwierigeren Bedingungen als Frankreich oder England) für die abendländische Kunst ebenso wie für seine eigene Erhaltung geleistet hat. Von der großzügigen Hilfe, die diese Kunst in den Anfangszeiten des Vorganges durch die Mönchsorden, voran die Cistercienser, in der Mark vor allem durch die von Magdeburg ausgehenden Prämonstratenser erhalten hat, soll erst ein letzter Umblick kurz sprechen. Mönche und Ritter und Städte haben in den Werken des Backsteinbaues eine von sinnvollem Zweckgeföhle erfüllte herbe und großartige Kolonialkunst aufgebaut, wie sie kein anderes Volk der Welt kennt. Hier fragen wir in flüchtigstem Überblick nach der Beteiligung der neuen Länder am ersten Aufstiege der bürgerlichen Darstellungskunst. Ihr entscheidender Aufschwung liegt erst in der Zeit um und nach 1400. Dann werden Lübeck, Stralsund und Danzig, namentlich aber Lübeck sich an der Spitze zeigen. Wir betreten eine *junge* Welt, die ein altes Volk sich selbst hinzuerschaffen hat, durch seine Kühnsten, seine Eroberernaturen.

Wenige, aber große Einzelerzeugnisse reden schon in der Frühzeit zu uns von der Kunst der Ostseestädte. Eine gewaltige Anna Selbdritt in der Stralsunder Nicolai-Kirche, überlebensgroß und von starrer Gewalt, sei genannt (nahe an 1300) — dann ein schöner holzgeschnitzter Gottvater des Vierzehnten in Lübeck. Steinplastik ist kaum zu erwarten, insbesondere keine steinerne Bauplastik. Wie es der Baukunst am Steine fehlt, den sie durch den Ziegel in großzügigen Massenformen ersetzt, so ist die Plastik auf Stuck und Holz und Metall angewiesen. Die große Madonna, die von der Marienburg weit in das eroberte Land hinausschaut, ist ein Mosaikwerk. Bronzene Taufbecken, ein altes Erbe der niedersächsischen Kunst, verbreiteten sich über das ganze niederdeutsche Gebiet, auch das neu gewonnene. Es liegt wohl an diesen Verhältnissen, daß die Malerei, beweglicher und leichter übertragbar, uns eher einiges Bedeutende hinterlassen hat.

Schon die Sprache der Baukunst lehrt — was kaum zu verwundern —, daß die Mark Brandenburg von allen schon östlichen Gebieten des Binnen-

landes (die Seestädte haben ihre eigenen Bedingungen) das am meisten feinerbürgerliche ist. Der Verfasser glaubt noch heute, daß schon ein Vergleich nur von Cisterzienserkirchen, so der von Chorin und Pelplin den Unterschied zwischen der noch fast mitteldeutschen Mark und der großartigen und gefährlichen Einsamkeit des Ordenslandes beleuchten könnte. Pelplin ist kriegerisch ernst, die Kirche eines Ritterlandes, in dem der Burgenbau an hervorragender Stelle steht. Chorin ist von ausgesprochen friedlicher Feinheit. Die Mark, so sonderbar das klingen mag, ist vielleicht das verkannteste aller deutschen Gebiete, und zwar gerade in Deutschland selber. Sie ist nicht nur heute noch sehr reich an kleinen Städten von altem Ausdruck und bescheiden feinem Reiz, sie ist auch landschaftlich erst in späterer Zeit an einigen Stellen so entstellt, wie sie manche durch Zufälligkeiten betrogene Fremde als Ganzes ansehen möchten. Gewiß, der herrliche Park und Wald von Boitzenburg (der die Ruine eines mit Chorin verwandten Cisterzienserrinnenklosters birgt) ist durch jahrhundertelange Pflege unter der Obhut eines einzigen pflichtbewußten Adelsgeschlechtes (der Arnims) besonders begünstigt. Aber die üppige Laubbaumkultur, die uns heute dort beglückt, soll einst über die ganze Mark verbreitet gewesen sein. Erst der Raubbau des Großen Kurfürsten (so heißt es wenigstens), der seine Wälder zu holländischem Schiffsbauholz umschlagen ließ, soll das heutige Gesicht der Kiefernwälder auf trockenem Sande verschuldet haben.

In Karls IV. Zeit war die Mark — die über Stendal und Brandenburg hin mit Magdeburg und dadurch mit dem Westen schon lange verknüpft war — obendrein luxemburgischer, also kaiserlicher Hausbesitz. Die Kaiserburg von Tangermünde ist Karls Werk. Jeden Eindrucksfähigen packt ein seltsames Geschichtsgefühl, wenn er von der Stelle dieser Kaiserburg über die Elbe hinweg in die weite Ebene hinüberblickt, die einmal Wendenland gewesen ist. Die Türme einer Prämonstratenser-Kirche ragen daraus hervor: *Jerichow*, keineswegs ein Stück „Oberitalien“ in Deutschland, sondern in seiner schlichten Reinheit ein unbeschreiblich bestrickendes Zeugnis des Märkischen, das einmal das Preußische heißen sollte. Die Tangermünder Karlsburg hat im großen Kaisersaale einst ausgedehnte Wandmalereien aus Karls IV. Zeit besessen. Was ist uns mit ihrer Zerstörung verlorengegangen! Ein ganzes Turnier, das uns reichlich Bewegungsformen von Menschen und Pferden zeigen würde (vielleicht könnte das etwas spätere Paulusrelief des Wiener Singer-Tores mit seinen ungewöhnlich packenden Reiterdarstellungen einen leisen Begriff davon geben!); dann etwas, für das wir eher noch in Karlstein Gleichlaufendes besitzen könnten, ein ganzer Katalog der böhmischen Herrscher, Männer und Frauen, von den Tschechen bis zu den

Luxemburgern, wahrscheinlich bis zum späteren Kaiser Sigismund (als Prinz) herabgeführt; endlich (wie am Schönen Brunnen) wieder der Kaiser mit den Kurfürsten. Da selbst der unbildliche Wandschmuck dem Karlsteiner gleich — Halbedelsteine, Goldglas usw. —, so dürfen wir sagen, daß wir hier ein zweites Karlstein verloren haben. An einigen Tafelbildern, so dem Altare aus Flöz bei Magdeburg (Deutsches Museum Berlin) ist das Böh-mische schlagend deutlich zu erkennen: Theoderich und der Wittingauer scheinen im Hintergrunde zu stehen — Bürgerkunst also wohl in dem be-dingten Sinne, daß hier der Kaiserhof bestimmend mitgewirkt hat.

Die Darstellung dieses Buches ist weiterhin für den Osten sehr unvoll-ständig. Das Ordensland, auf das wir am meisten gespannt wären, wird eine genauere Darstellung — über die alte Ehrenbergsche hinaus — erst in nächster Zeit durch Clasen empfangen. Ob schon für unsere Zeit ein deut-licherer Aufstieg des Bürgertumes festzustellen wäre, ist sehr fraglich. Das Wahrscheinliche ist, daß der Auf-Bau (im buchstäblichen Sinne!), die sehr großartige Baukunst, zunächst alle Kräfte dieses neuen Bürgertumes in An-spruch nahm. Dafür stand der Ritterorden in engsten Beziehungen zu Karl IV. Beide aber, Bürger wie Ritter, waren sehr wahrscheinlich we-nigstens im Anfange des Aufstieges auf Einfuhr aus dem Mutterlande an-gewiesen. Wandmalereien sind ursprünglich sehr häufig, aber nur an weni-gen Stellen (so in Lochstedt) halbwegs gut erhalten. Unter den Werken der Tafelmalerei genüge hier die Nennung eines einzigen. Es ist der „Grau-denzer Altar“, der sich heute in der Lorenz-Kapelle der Marienburg be-findet. Ist schon an anderen Stellen, wie im Altar der Thorner Marien-kirche, die Verbindung mit Böhmen nicht unwahrscheinlich, so steigert sich die Erwartung nun zur Gewißheit. Der unbekannt Meister kannte das Werk des Wittingauers! Aber er war selbst ein starker Künstler. Der Altar ist ein gewaltiges Werk schon in den Ausmaßen. Er ist zunächst schon als Wandelaltar von ungewohnt großen Ansprüchen und er ist reines Werk der Malerei. Er hat drei Zustände, er verwandelt sich durch die erste Öff-nung aus einer schmal senkrechten Gesamtform in eine breitere mit vier gleichartigen Schmaljochen, dann durch die zweite in eine echte Gruppe: Mitteltafel mit zwei querliegenden, zwei Seitenflügel mit zwei senkrecht liegenden Bildern. — Die leuchtende Schönheit dieser Darstellungen aus der Marien- und aus der Christus-Legende prägt sich jedem, der sie einmal empfing, als einer der stärksten Eindrücke des ganzen Ordenslandes ein — jenseits natürlich der ganz einzigartigen baukünstlerischen. Eine echte Musikalität der Farbe, ein Rausch und Glanz von fast ritterlicher, leicht höfischer Pracht! Aber die geheimnisvolle Einheit des Zuständlichen, die

der Wittingauer gefunden hatte, ist dies doch nicht. Auch hier, wie bei dem altertümlicheren Bertram, blickt das alte Monopol der Gestalt deutlich auch durch alle überraschenden Schönheiten der malerischen Einzelbehandlung. Der neutrale Grund wird nirgends angetastet. Aber richtig ist, daß hier eine Leistung vor uns steht, die weit höheren Ruhm im ganzen Volke verdient, als sie zur Zeit noch genießt.

Der Süden

Wir blicken zum Schlusse nach sehr entfernten Gegenden zurück. Was Schwaben geleistet hat, das ist ganz überwältigend durch Schwäbisch-Gmünd und Augsburg gezeigt, und es ist uns schon bekannt. Schwaben ist der unmittelbare Boden der Parlerkunst, woher auch die Familie gekommen sei, vom Rheine oder von einer längeren Arbeitszeit im Südosten. Was daneben die Malerei, in Basel oder Ulm etwa, uns geben könnte, darf zur Seite bleiben. Auch Tirol, dessen Wandgemälde in Tiers und Kampil von Stange gewürdigt worden sind, betrachten wir jetzt noch nicht. Vielmehr sollen, um die Spannweite Deutschlands und den Ausgriff des Geschehens überwältigend deutlich zu machen, in nur je einem Beispiele Köln und Bayern das letzte Wort haben — zwei höchst verschiedenartige Gegenden, und eben dieses soll den Umfang des Geschehens beleuchten.

In Köln, dessen Plastik am Dome, am Portal des Südturmes durch feine Schlankheit sich als sehr stadtzugehörig ausweist und dennoch nicht arm an unverkennbar parlerischen Zügen ist, tritt uns der Claren-Altar entgegen, der früher im Dunkel des Domes verborgen geblieben war, dann erst, von vielen Übermalungen befreit, der Forschung klarere Aussagen machen konnte. Er stammt aus dem Frauenkloster der heiligen Clara und steht jetzt auf dem Hochaltar des Domes. Mehrere Malschichten ergeben sich; nur die des späteren Vierzehnten geht uns an. Was über alle Einzelfragen hinaus feststeht, ist dieses: dieser Altar sieht noch immer ähnlich aus wie ein frühgotischer, plastisch ausgeführter Lettner in Malerei. Zweigeschossig, von strengster und reich betonter, äußerst schlanker Architekturgliederung in Spitzbogen und Wimpergen durchgestaltet, steht er da, ein Zeugnis noch immer strophischen Sehens, und alle Malerei darin ist trotz farbigen Innenlebens noch wie die Innenzeichnung architektonischer Joche gemeint. Auch die Gruppe ist wie eine Einzelgestalt in ihrem Rahmen eingesperrt: Hüttenkunst, nachgespielt von der Malerei. Das ist die „Sancta Colonia Ecclesiae Romanae fidelis filia“, deren Kirchenregiment „vor der weltlichen Literatur warnte und eine freiere menschliche Bildung nicht aufkommen ließ“ (Back